

Otto Behaghel

Vom Herausgeber

Der Oberhessische Geschichtsverein gedenkt in diesem Bande, den er der Gießener Alma Mater widmet, in Dankbarkeit des Mannes, der bei der Dreihundertjahrfeier im Jahre 1907 als Rector magnificus die Universität glanzvoll vertrat, der im Jahre 1928, als unser Verein auf ein halbes Jahrhundert zurückschaute, seine 50jährige akademische Lehrtätigkeit und seinen 25jährigen Vereinsvorsitz festlich beging und von da bis zu seinem Tode (9. Oktober 1936) unser Ehrenvorsitzender war.

Den ungekrönten König der Universität und ihren getreuen Eckehart, so nennt ihn ein bedeutender und kundiger Beobachter, Ernst Küster, in seinen jüngst erschienenen Erinnerungen. Was Otto Behaghel als Professor (1888—1925, wo er emeritiert wurde), als Mitglied des engeren Senats (1892—1925), als mehrfacher Rektor, im besonderen vor und im Jubiläumsjahr (1895, 1906, 1907), als Mitgründer der Hochschulgesellschaft für die Universität und ihren Ausbau getan hat, bedürfte einer eigenen Darstellung. Hier wollen wir uns seiner erinnern als des Gelehrten, des Lehrers und des Menschen, wie er in unsrer Mitte lebte und wirkte.

Schon als Abiturient hatte er seine wissenschaftliche Berufung erkannt, und nach dieser Berufung hat er sein ganzes Leben mit einer bewundernswerten Folgerichtigkeit und Pflichttreue ausgerichtet. Er war (geboren am 3. Mai 1854 in Karlsruhe) ein ausgezeichneter Schüler des Gymnasiums seiner Vaterstadt gewesen, dessen Direktor, seinem „hochverehrten Lehrer“ G. Wendt, er seinen wissenschaftlichen Erstling, „Die Modi im Heliand“, zueignet. An der Universität Heidelberg studierte er Philologie, d. h. im Sinne der Zeit alte Sprachen — diese zuerst — und moderne zugleich. „Es war im Winter 1873/4 ... mein erstes Semester ...“, so erzählt er im Vorwort zum ersten Band seiner *Deutschen Syntax* (1923), „ich saß zu den Füßen von K. Bartsch in seiner Vorlesung über Enzyklopädie und Methodologie der deutschen Philologie ... Da erfuhr ich, daß J. Grimm seine Grammatik nicht zu Ende geführt habe, daß seine *Syntax* unvollendet geblieben sei. In meines Herzens Unschuld faßte ich den Entschluß, dereinst zu vollenden, was unvollendet geblieben war“. Gewiß, im Näherkommen türmten sich die Schwierigkeiten des Werkes auf, der Gelehrte dachte anders als der „krasse Fuchs“, und schließlich hat „ein deutscher Professor noch einiges andere zu tun als Bücher zu schreiben“ — die Ausführung des Plans „versank im Orkus“. Desto merkwürdiger aber ist es, daß

trotz des weiten Weges, trotz der vielen und mannigfaltigen Arbeitsfelder, durch die er führte, doch die großen wissenschaftlichen Marksteine dieses Gelehrtenlebens in eine Richtung zu weisen scheinen: auf jene Modi im Heliand folgten die Untersuchungen über die Zeitfolge in den Nebensätzen, die abhängige Rede, die Wortstellung, den Artikel, die Fürwörter (i. bes. „Welcher“), der glänzende Probewurf der mittelhochdeutschen Satzlehre (in H. Pauls Grammatik), bis endlich — nicht der gelehrte Verfasser selbst, sondern Fachgenossen und der Verleger den Schluß zogen: Otto Behaghel muß die fehlende Syntax schreiben. Ein langer, trotz aller Not der Zeit doch gesegneten Lebensherbst ließ das Werk reifen; es ist ergreifend zu lesen, wie der Fünfundsechzigjährige in sein Manuskript noch Zettel einklebt, die der Student einst geschrieben hatte. Hier hat wirklich das Alter die Fülle dessen gebracht, was die Jugend sich gewünscht hatte¹⁾.

Neben den vier Bänden der Syntax (1923—32) steht als zweites Hauptwerk die ältere „Geschichte der Deutschen Sprache“. Sie war zuerst 1891 als ein Abschnitt von Pauls Grundriß der Germanischen Philologie erschienen, erweiterte und vertiefte sich als selbständiges Buch von Auflage zu Auflage, die fünfte, 1928 etwa im fünffachen Umfang der ersten. Es war das unentbehrliche Studienbuch des Germanisten, aber nach der Meinung seines schärfsten Kritikers Otto Behaghel entsprach es nicht den an eine Sprachgeschichte zu stellenden Anforderungen, weil „darin von Syntax, vom Wortschatz, von fremden Einflüssen fast keine Rede war“ (Vorrede zur 5. Aufl. 1928). Darum setzte er in dieser letzten Auflage vor den systematisch geordneten Teil ein neues nach den historischen Lebensabschnitten der Sprache geordnetes Buch, das den Laut- und Formenwandel nur kurz, eingehend aber die Geschichte des Wortschatzes, der Wortbildung, des Satzbaues und der Kultureinwirkungen auf die Sprache darstellt^{1a)}. Er tat das mit der für ihn kennzeichnenden strengen Selbstkritik, er sei „auch heute nicht in der Lage, jenen Mängeln vollständig abzuweichen“. Die „Geschichte der Deutschen Sprache“ ist die letzte große Überschau des kaum noch übersehbaren Feldes der deutschen Sprachgeschichte geblieben. Sie ist zusammen mit der Syntax zugleich die Summe der Lebensarbeit und der Spiegel der Persönlichkeit des Gelehrten: sie wuchs in rastloser Arbeit und Kritik und wies zuletzt noch über sich selbst hinaus.

Ein philologisches Credo (wie man es den „Junggrammatikern“ zuschiebt) widersprach Behaghels ganzem Wesen, gelehrte Schulmeinungen und Gruppenbildungen reizten ihn zu spöttischer Kritik. Nur eines stand für ihn als Grundlage aller wissenschaftlichen For-

¹⁾ Philologische Würdigung durch H. Arntz in der Festschrift f. O. Behaghel: German. Philologie, 1934, 106. Vertreter der geisteswissenschaftlichen Richtung hätten sich statt der scharfsinnigen Analyse mehr Synthese, Rückschlüsse auf die geistige Innenform der Sprache gewünscht. Über solche hochfliegenden Wünsche s. den folgenden Absatz.

^{1a)} Fortgeführt von F. Maurer u. Fr. Stroh in der Deutschen Wortgeschichte.

schung fest, die Methode der Induktion, die von der Beobachtung der einzelnen Objekte ausgeht und zum denkenden Erfassen des Allgemeinen fortschreitet. Des Heidelberger Altphilologen Ribbeck Vorlesungen fand der Student Behaghel nicht anregend, aber dessen Ausspruch, die Observation (die Beobachtung) sei die Seele der Philologie, hielt noch der Professor Behaghel strenge fest und gab ihn seinen Schülern weiter. Als nun nach dem ersten Weltkrieg die Geisteswissenschaften näheren Anschluß an die Philosophie und eine eigene, nicht mehr naturwissenschaftlich-induktive Methode suchten, stand er dem damals aufkommenden Lösungswort: „Sprachgeschichte ist Geistesgeschichte“ mit Bedenken gegenüber. Wurde diese Behauptung nicht von manchen verfochten wie eine Idee a priori, mit dem Anspruch auf unmittelbare Gewißheit, ohne Beweis aus den Tatsachen? Unbegründete Ansprüche aber, welcher Art sie auch sein mochten, widersprachen der ganzen Art des Gelehrten, der für sich nichts, für seine Ansichten nicht mehr Geltung beanspruchte, als seine realen Beweise wert waren. Nicht als ob er das Wirken des Geistes und der kulturellen Bewegungen in der Sprachentwicklung nicht gesehen hätte! Seine beiden großen Werke sind voll von Belegen dafür. Aber es sind Belege a posteriori, aus der Beobachtung, nicht Überzeugungen apriori, für die nachträglich Bestätigungen oder Beispiele gesucht werden. Daß jeder Laut in jedem einzelnen Wort, vielleicht auch in jedem einzelnen Sprechenden seinen eigenen Weg nehme, daß jeder Lautwandel zunächst von einzelnen Personen ausgegangen sei, solche Anschauungen betrachtete Behaghel als unrealistische Thesen, die keinen Disput lohnten. Er hat sich freilich auch nicht für die entgegengesetzte Meinung, die Ausnahmslosigkeit der „Sprachgesetze“ erwärmt. Gewiß setzte er voraus, daß ein Lautwandel wie etwa der von au > o, der sich in verschiedenen Sprachen und Zeiten wiederholte, einen physiologischen Grund in unseren Sprachorganen haben könne, daher allgemein, wie ein Naturgeschehen sich vollziehe. Aber, wie oft sieht er das Seelische, etwa die Angleichung oder den Spieltrieb die „Lautgesetze“ durchbrechen! Insbesondere hat er den Zweck des Sprechenden, das Verstehen des Hörers, als treibende Kraft des Sprachwandels und des sprachlichen Lebens überhaupt, immer wieder betont. „Positivistisch“ kann man solche Begründung aus dem Zweck unmöglich nennen; es sei denn, wir nannten uns alle Positivisten, weil wir die Erfahrung zum Ausgangspunkt des Denkens nehmen.

Auf das Vorpostengeplänkel folgte nach 1933 ein schwerer Zusammenstoß. Was Rosenbergs „Mythus des 20. Jahrhunderts“ über die deutsche Geschichte und Vorgeschichte lehrte, ruhte z. T. auch auf Ideen a priori, für die man dann Belege suchte oder konstruierte, oder gesicherte Ergebnisse preisgab. Mit Recht sah hier Behaghel die Grundlagen der Forschung bedroht. Aus wissenschaftlichem Verantwortungsbewußtsein und mit dem damals seltenen Mute eines echten Professors, „Bekenners“, geißelte er in der Deutschen Allgemeinen Zeitung vom 9. August 1934 das Verfahren und

seine Ergebnisse. Ein massiver Angriff im Völkischen Beobachter vom 12./13. August folgte, wir alle bangten für den greisen Gelehrten. Aber die Diktatur wagte es nicht, ihn anzutasten. Hindenburg verlieh ihm zu seinem 80. Geburtstag die Goethemedaille, und der Leiter der Schulabteilung in Darmstadt, Ministerialrat Ringshausen, überreichte sie ihm.

Zugleich mit der deutschen Sprache vertrat Otto Behaghel auch die deutsche Literatur. Erste Frucht seiner literargeschichtlichen Arbeit ist das philologische Meisterstück der Ausgabe der Eneide des Heinrich von Veldeke (1881). Es folgten, sozusagen als Wegweiser nach Basel, seine Ausgaben der Briefe, dann der Werke Joh. Pet. Hebels, des Prälaten der badischen Landeskirche, mit dem ihn, den Sohn des juristischen Landeskirchenrats, wohl noch Familien-erinnerungen verbanden. Beide Werke, Hebel noch mehr als die Eneide, sind ausgezeichnet durch die feine Analyse der künstlerischen Form, der dichterischen Mittel, der Stellung des Dichters in der Literatur seiner Zeit — ganz abgesehen von dem Biographischen, den Quellenfragen und den bekannten Problemen der Literaturgeschichte. Die Ausgabe des Heliand (1882) ist mehr für das sprachwissenschaftliche Studium bestimmt. Veldeke, der Niederdeutsche, der Hochdeutsch schrieb, leitet in Basel weiter „Zur Frage nach einer mittelhochdeutschen Schriftsprache“ (1886), ein Problem, das auch in Gießen noch erörtert und in vermittelndem Sinne gelöst wird (keine wirklich gebrauchte Gemein-, aber eine Dichtersprache ohne mundartliche Besonderheiten). Eine prachtvolle Verbindung von psychologischem Verständnis für den Künstler und von wissenschaftlicher Schärfe der Beobachtung und Analyse, zugleich aber auch eine Probe von beinahe unglaublicher Vertrautheit mit deutscher und ausländischer Literatur (so daß man darin auch die vielseitige literarische Belesenheit der Gattin wiedererkennen möchte), bietet die berühmte Rektoratsrede von 1906: Bewußtes und Unbewußtes im künstlerischen Schaffen. Man darf sie als ein Muster ihrer Gattung ansehen: auf dem Fundamente eines tiefen Fachwissens sich erhebend, bespricht sie in anregender Darstellung Fragen, die den Gebildeten aller Fakultäten berühren.

Die beiden Festschriften für Otto Behaghel von 1924 und 1934 stellen über 1000 seiner Veröffentlichungen zusammen. Unmöglich, ihre Vielfältigkeit auch nur in einer Übersicht zu bieten. Nur eine sei noch erwähnt, weil sie seine starken Wirkungen auch da zeigt, wo er einmal Widerspruch erfuhr. Es ist der Aufsatz über die deutschen Weiler-Orte, der die ganze Ortsnamenforschung anregte, ja aufregte, und nach seinem Erscheinen in „Wörter und Sachen“ II (1910) später in den Meisterwerken der romanischen Sprachwissenschaft, herausgegeben von L. Spitzer, Bd. II (1930) nochmals herauskam; die Geschichte der Deutschen Sprache hatte schon vorher (1928, S. 101) diese Orte nicht mehr ohne Einschränkung an römische Siedlungen geknüpft.

Die Anziehungskraft des berühmten Gelehrten machte Gießen zu einem wirklichen Seminarium in des Wortes ursprünglicher Bedeutung, zu einer Pflanzstätte der philologischen Wissenschaft. Wenigstens einige Namen seien genannt: K. Helm, gleichfalls Karlsruher, heute der Nestor der deutschen Germanisten, war seit 1899 hier Privatdozent (1919 nach Würzburg, jetzt in Marburg); W. Horn, von der Germanistik zur Anglistik übergehend, folgte 1901 (1926 nach Breslau, dann Berlin, † 1952); nach Weggang des Indogermanisten A. Walde schlug H. Hirt (seit 1912) eine starke Brücke vom germanistischen zum slavistischen und indogermanistischen Ufer und erneuerte das Erbe des ersten Gießener Germanisten K. Weigand (1849—1878), das Deutsche Wörterbuch († 1936). Später schlossen sich an: Fr. Maurer (Privatdozent 1925, dann Erlangen, Freiburg); C. Karstien (Privatdozent 1921, dann Köln); A. Bach (Privatdozent 1924 Darmstadt, Bonn); Fr. Stroh (Privatdozent 1934 Gießen, Erlangen). Nicht vergessen seien unter den ältesten Schülern Behaghels A. Heusler und E. Hoffmann-Krayer, die beiden Basler Professoren (†), und — aus der Heidelberger Zeit — G. Ehrismann, der bekannte Verfasser der altdeutschen Literaturgeschichte, der noch mit ihm zusammen K. Bartsch gehört hatte († Greifswald). Wie weit Behaghels geistiger Einfluß reichte, zeigt ein Blick in die beiden Festschriften von 1924 und 1934, von denen die zweite eine bedeutende Gesamtschau über den damaligen Stand der Germanistik darstellt.

In die Weite wirkte der Gelehrte auch durch seine Zeitschrift, das Literaturblatt für germanische und romanische Philologie, das er (mit Fr. Neumann) 1880 gründete. Dessen germanistische Beiträge bestritt er größtenteils selbst, gab aber auch stets dem jüngeren Nachwuchs Gelegenheit, sich im kritischen Gefecht zu üben. Die Germania, die er von seinem Lehrer K. Bartsch übernommen hatte, ließ er 1892 eingehen. Für wertvolle Arbeiten seiner Schüler eröffnete er 1921 die Reihe der Gießener Beiträge zur deutschen Philologie, die seit 1927 sein Nachfolger A. Götze weiterführte.

Hier müssen wir auch der vielen Deutschlehrer in und außerhalb Hessens gedenken, die Behaghels Schule durchlaufen haben. Er selbst war ja nicht nur Gelehrter, sondern auch Lehrer, und von seinem lebendigen Wort, seinem Beispiel und seiner Persönlichkeit gingen mindestens ebenso tiefe Wirkungen aus wie von seinen Büchern. Der viel berufene Widerstreit zwischen Forscher- und Lehraufgabe schien für ihn nicht zu existieren, im Gegenteil, gerade weil er ein schaffender Forscher war, entzündete er auch als Lehrer den Geist. Wie tief er sogar auf Menschen wirkte, die von ganz anderer Art waren als er selbst, offenbart ein Geburtstagsglückwunsch von K. Wolfskehl, in dem Behaghels wissenschaftliches Ethos sich verbindet mit der hochgemuten Lebensauffassung des George-Kreises. Wolfskehl erinnert sich dankbar an „alles, was die Gießener Jahre ... vor allem doch durch Ihre Führung mir ge-

schenkt haben“, im besonderen aber daran, daß „Sie mir ein dauernder Maßstab geworden sind für das, was der — wo und wie auch immer — aus dem Geiste lebende Mann von sich verlangen, sich abringen muß, wie er, Anreiz und Eitelkeiten verachtend, aufzugehen hat im vorgesezten Werk, nichts kennen darf als die höchste Forderung und die äußerste Hingabe . . . Seit ich vor mehr als 40 Jahren zum erstenmal eine damals für mich fast überwältigende Einsicht ins Wesen gelehrter Arbeit durch Sie bekam — der Augenblick ist mir noch deutlich im Gedächtnis —, . . . seitdem habe ich mich zu jener Exaktheit zu schulen versucht, die meinem Wesen nicht angeboren, ja eher fremd, mir dennoch zum Grundgebot alles Tuns geworden ist.“

Nicht alle haben Behagel so bewußt als Erzieher zu hohem Menschentum in sich erlebt, im Unbewußten aber doch viele. Auch er selbst faßte seinen Beruf nicht als bloß gelehrte Tätigkeit auf, sondern zugleich als eine sittliche Verpflichtung zum öffentlichen Dienst an der Sprache, dem kostbaren Organ des menschlichen Geistes, das im Getriebe der Zeit vor Entartung, Modetand, Schwulst geschützt, mit Ehrfurcht gepflegt, und in seiner Natürlichkeit und Frische erhalten werden muß. Unermüdlich trat er in Senat und Kolleg, in Büchern und Presse, in Beispiel und kritischem Tadel als Anwalt der deutschen Sprache auf. Sein zu Tausenden abgesetztes Buch „Die deutsche Sprache“, das die Ostzone (11. Aufl.) noch immer druckt, öffnete auch dem Ungelehrten den Blick für das Werden, den Reichtum und die Eigenart des Deutschen. Der Deutsche Sprachverein wurde dank seiner Mitarbeit zum sprachlichen Gewissen des Volkes. Das klare, bestimmte, lebendige Deutsch, das Behagel selbst schrieb, erinnert lebhaft an Lessings Prosa und ist ein neuer Zeuge des alten Satzes, daß der Stil der Mensch ist. Den Ehrendoktor, den ihm die Juristische Fakultät 1924 verlieh, begründete sie auch mit seinen Verdiensten um den Inhalt und besonders um die sprachliche Fassung der Universitätsgesetze und Statuten.

Von erzieherischer Bedeutung wurde auch die Freude am Volkstum, die Otto Behagel aus dem deutschen Süden mitbrachte. Gleichgesinnte Schüler und Freunde fand er bei uns in den Altphilologen A. Dieterich (1897—1903, dann nach Heidelberg), K. Helm, H. Hepding, O. Schulte, A. Strack, die sich seit 1898 zunächst als Gruppe unseres Vereins zusammenschlossen. Deren selbständige Neugründung, die Hessische Vereinigung für Volkskunde (1901), hat er unterstützt, ihren ersten Fragebogen selbst ausgearbeitet und stets die Verbindung zwischen Germanistik und Volkskunde gepflegt. Dabei wahrte er unserem Verein die Treue und übernahm 1903 die Leitung. Sorgen um den Mitgliederstand gab es damals nicht; wer hätte auch ablehnen wollen, wenn der ungekrönte König der Universität ihn einlud: „Ich darf Ihnen doch eine Mitgliedskarte des Oberhessischen Geschichtsvereins schicken?“ Aktiv auch in seinen Ehrenämtern leitete er im Vorstand der Hessischen Historischen Kommis-

sion die Ausschüsse für das Südhessische mundartliche Wörterbuch und für die Veröffentlichung der Flurnamen, deren Auswertung im akademischen Studium auf ihn zurückgeht. Durch Aufgaben aus dem Bereich der Mundarten, über deren Formen und Verbreitung, über Wortschatz und Wortbildung, über die soziale Schichtung in der Mundart, über die Namen und deren zeitliche und räumliche Verbreitung weckte er volkskundliches Interesse auch bei der Jugend.

In den hohen Respekt, den die Jugend vor der Persönlichkeit Otto Behaghels empfand, mischte er seinen kritischen Witz, am würzigsten im Seminar aus dem Stegreif zu dem gegebenen Problem: „Ich vermisse hier die Führungszeichen. Gewiß, sie können sich auf Wustmann berufen, der in seinen „Sprachdummheiten“ sie als ein Stück deutscher Kleinkrämerei erklärt. Aber, meine Herren, es ist doch ein großer Unterschied, ob ich von Wustmanns „Sprachdummheiten“ mit oder ohne Führungszeichen rede.“ Über die Aufnahme seiner Syntax in der Öffentlichkeit äußerte er sich recht unzufrieden. „Aber Ihre Syntax ist doch allgemein gerühmt worden als das die gesamte Satzlehre ...“ — „Das ist es gerade, was mir nicht gefällt“, entgegnete er, „es wäre mir lieber, man hätte kritisiert und mir gesagt, was ich falsch gemacht habe.“

Das grammatische Gerippe der Sprache, das der Studierende nun einmal kennen muß, ist kein anziehender Lehr- und Lerngegenstand. Behaghel hielt an den grammatischen Kategorien als Ordnungsprinzipien fest, aber seine ganz unmechanistische, „biologische“ (so Hoffmann-Krayer) und psychologische Betrachtung der Sprache belebte das Formsystern. In seinem Lehrverfahren zeigte er die weitläufigen Gebäulichkeiten der Germanistik nicht fertig, sondern er baute sie vor oder mit den Hörern auf. Deren Bausteine wurden in den Übungen mit verwandt, und der Lehrer lernte selbst mit. Ihm fiel bei jeder Lektüre immer wieder etwas Neues auf, und stets war der Notizzettel dafür da. Seine Vorlesungen und erst recht seine Kolleghefte erneuerten sich ständig: es sind Einzelblätter, ergänzt, durchstrichen, überklebt, ausgeschieden, eingefügt. Wie bei Heraklits philosophischem, so konnte man bei Behaghels philologischem Strom nicht zweimal in dasselbe Wasser tauchen.

Sein Anschauungsunterricht in der wissenschaftlichen Arbeit konnte methodische Kunstgriffe entbehren. Dieser Professor verwandte den Arbeitsunterricht, lange bevor ihn die Pädagogen erfanden. Er besaß die Mäeutik, die geistige Hebammenkunst des Sokrates, als Naturgabe. Er übte sie schon in Basel, als er die Aufsätze der Kantonsschüler korrigierte, und A. Heusler, als Stilist nicht minder bedeutend denn als Germanist, bekannte noch als 70jäh-

2) Er war übrigens auch Vorstands- oder Ehrenmitglied der Röm.-Germ. Kommission, der Hess. Vereinigung f. Volkskunde, der Modern Language Association of America; Mitglied der Deutschen Akademie, der Bayer. Akad. d. Wissenschaften und der Göttinger Gesellschaft d. Wiss. Die Stadt Gießen verlieh ihm am 27. November 1932 ihre Ehrenplakette für Verdienste um die Stadt.

riger seine besondere persönliche Dankesschuld gegenüber seinem 80jährigen Lehrer, weil er einst ihm den Widerwillen gegen den „abgezogenen, gedankenblassen Ausdruck“ eingepflanzt habe. Nach den Erfahrungen von Hoffmann-Krayer und von Fr. Maurer³⁾ hatten die Übungen Otto Behaghels in Basel und Gießen anderswo kaum ihresgleichen.

Im Seminar und selbst im Kolleg war er Peripatetiker, da seine Lebendigkeit es nicht lange auf dem Katheder aushielt. Seine eigne Spannung sprang dann leicht wie ein elektrischer Funke als Frage auf den Hörer in den vorderen Sitzreihen über. Nur Kühne oder Unerfahrene saßen dort, bisweilen fehlten auch sie, und nur seine Tochter behauptete da mutig ihren Platz.

Im Seminar freilich gab es kein Entrinnen. Zwar waren wir bereits um 1910 schier dreißig Mann, was uns eine ungeheure Zahl dünkte, mit der eben nur Behaghel fertig wurde. Allen war er gleich nahe, allen warf er seine Bälle zu und erwartete, daß sie alle am Ballspiel der Gedanken sich beteiligten. Flog da ein Ball am Ziel vorbei? Schlug einer nicht zu? „Nun, fällt Ihnen denn da nichts auf?“ — ? — „Ja, meine Herren, auffallen muß Ihnen etwas. Wenn einem nichts mehr auffällt, ist man am Ende!“ Sachwissen war gut; aber nur was dem Geist dabei auf- und einfiel, machte die Sache wertvoll.

Bei aller Freude am gesprochenen Wort blieb ihm das Buch doch das wichtigste Studierwerkzeug. Die Seminarbibliothek zählte damals kaum 1000 Bände, und er legte Wert darauf, daß wir mit diesen Büchern persönlichen Umgang pflegten. „Kennen Sie das Buch? Haben Sie es in der Hand gehabt? Was haben Sie davon gelesen? Welchen Eindruck mitgenommen?“ Die Freude am Buch war ihm Wesensmerkmal des Philologen: „Man redet zwar viel wider Papier, Buch und Alexandriner. Aber wenn Sie als Philologen das Buch nicht lieben, so haben Sie nicht den rechten Beruf gewählt.“

Große Tage wie die Uraufführung junger Autoren am Theater waren die Besprechungen der Seminararbeiten. Wo fand der Gelehrte nur die Zeit, um in einem Semester auch noch ein halbes Dutzend dieser wissenschaftlichen Versuche zu studieren — und er studierte sie wirklich —, sie zu kommentieren, Neues herauszuheben, Unlogisches im Aufbau und Verfahren aufzudecken und vielleicht gar das ganze Gerüst neu herzurichten? Mancher Autor durchlebte da peinliche Momente. Aber auch im schlimmsten Falle war alle Kritik doch Hilfe, und jeder Verunglückte mochte sich damit trösten, daß Behaghel zwar bei fremden Anleihen immer Anführungszeichen verlangte, nicht aber bei dem, was er ausgeliehen hatte. Bei seiner Vielseitigkeit kamen seine Themen immer den Neigungen der Kandidaten entgegen. Er ließ den einen in Gottfrieds Tristan, Kasimir Edschmid in Hardts Tantris dem Narren fröhlich sich tummeln. Auch

³⁾ Maurer, im Nachruf, Hess. Bl. f., Volkskunde 35, 1936, 116.

Werner Bock und Alb. Rausch (H. Benrath)⁴⁾ gedenken in ihren Glückwünschen zu seinen Jubiläen in Dankbarkeit ihrer germanistischen Lehrjahre. Als eine Art philologischer Propädeutik verwandte er gerne Aufgaben mit persönlichem oder heimatlichem Farbton aus der lebenden Sprache und der Mundart.

Seine Kandidaten kannte er ebenso genau, wie er über die Mängel unseres Prüfungswesens Bescheid wußte. Man rühmte sich ja da und dort, daß man gediegene Bearbeitungen der Themen des letzten Vierteljahrhunderts besaß, und es ist bekannt, daß die Höhere Schule für viele ein Lehrgang des „Spickens“ ist. So hielt er wenig insbesondere vom schriftlichen Verfahren und machte auch kein Hehl aus seiner Geringschätzung. Er stellt in der Prüfung die Aufgaben, dann beschäftigt er sich, da er sich zu gut für einen Aufseher hält. Zum Frühstück geht er ins Dozentenzimmer. Bei der Rückkehr säuselt es leise in den Blättern, Bücher unter den Tischen auf den Knien klappen sachte zu. Nur ein dickleibiger Band von Pauls Grundriß, der von den Knien schwer zu handhaben ist, kommt ins Rutschen, beim Versuch, ihn doch festzuhalten, erhält er noch einen Schubs und gleitet geräuschvoll unter der vorderen Sitzreihe hervor. Behaghel hatte das kommen hören. Er macht kehrt auf seinem Gang durch den Saal, er will das peinliche Schauspiel nicht sehen. Manche lachen, viele danken ihm still.

Die mündliche Prüfung war damals öffentlich und wurde oft von Kandidaten besucht, die sich an die Luft des Prüfungssaales gewöhnen und überzeugen wollten, wie menschlich es darin zugeht. Schlug bei der Vielseitigkeit des Stoffes und des Examinators der Blitz auch einmal an unerwarteter Stelle ein, so baute doch gerade diese Vielseitigkeit dem unverdient in Bedrängnis Geratenen, wenn nicht goldene, dann doch rettende Brücken zu einem Ausweg. Zur Zeit, als eben die Nachricht von dem wiedergefundenen Ur-Meister (Wilhelm Meisters theatralische Sendung) durch die Zeitungen gelaufen war (1909/10), fragte er am Abschluß einer Prüfung: Was sagen Sie zu Urmeister? Der Prüfling, anscheinend etwas verdutzt über das merkwürdige Finale, erklärt zuversichtlich: „Das ist eine Klammerform.“ Da stutzt auch der Herr Examinator, seine flinken Augenlider stehen einen Augenblick offen. Doch da huscht schon ein Lächeln ihm übers Gesicht, ein freundliches Nicken, keine weitere Frage, und schon das befreiende: „Ich danke Ihnen.“ Noch hielt ich die Klinke der Saaltür in der Hand, als mir die Schuppen von den Augen fielen. Aber erst später konnte ich ihm auf seine Frage den Zusammenhang zwischen Urmeister und Klammerform erklären: den Urmeister hatte am Abschluß der Prüfung ein Uhr(macher)meister ausgestochen, mein Oheim, zu dem ich am nächsten Tag zu reisen dachte. „Es wäre schlimm“, meinte er lachend, „wenn ich erst in der letzten halben

⁴⁾ Die verschlüsselte Darstellung des Geh.-Rats in seiner „Mutter der Weisheit“ (Ausg. der Fischer-Bücherei S. 9) ist also romanhaft zugespitzt. Allerdings liebte der Gelehrte Anspruchslosigkeit, die nicht die starke Seite von Rausch war.

Stunde feststellen wollte, was Sie leisten! Ich weiß doch vorher, wie weit Sie kommen können und sollen. Also prüfe ich Sie so lange, bis Sie dort stehen, dann sage ich: Danke schön, meine Herren.“

Otto Behaghel blieb auch im Alter jung und fühlte sich wohl bei der Jugend. Freude war ihm die Zwillingschwester der Arbeit. Fr. Maurer verdanken wir die bezeichnende Anekdote aus der frühen Heidelberger Zeit, wo eine junge Partnerin den allzeit fröhlichen Privatdozenten (der eben seine gewichtige Ausgabe der Eneide vollendet hatte) mahnte: Jetzt, Herr Doktor, fürchte ich, wird's Zeit, daß Sie auch mal etwas arbeiten!

Die Studenten allerdings sahen in dem Gelehrten zunächst den sachlich-kühlen Denker, den unermüdlichen Arbeiter, den Mann der Selbstbeherrschung, der seine Gefühle nie zur Schau trug. An seinen Briefen, in seiner Sprechstunde spürte man, daß Zeit und Worte hier kostbar waren, und nur in strenger Arbeitsordnung der Vielbeschäftigte die Pflichten bewältigen konnte, die er sich auferlegte. Aber wer ihn um Rat anging, fand ein offenes Ohr bei ihm. Für einen erkrankten Schüler, der viele Monate hindurch vergebens in fernen Sanatorien Heilung gesucht hatte, erwirkte er bei seinem Freunde, dem ausgezeichneten Arzt und Menschen Albert Jesionek, eine Kur in dessen Lupusheilstätte, wo die überragende Kunst Jesioneks in kurzer Zeit Genesung brachte. Nicht viele hatten die Gelegenheit, zu erleben, wie fröhlich Otto Behaghel im Innersten war. Zu ihnen gehörten seine Nachbarn, die Germanen. Wenn in später Abendstunde, die alten Studentenlieder herüber in sein stilles Arbeitszimmer drangen, riefen sie ihn manches Mal noch um Mitternacht hinüber ins Burschenhaus zu einer heiteren Stunde, die sich wohl bis zum Morgen hinziehen konnte. Man freute sich des hohen Besuches, seiner witzigen Unterhaltung und lauschte seinen Anekdoten aus dem akademischen Leben. Seinen Bierkrug verwahrte die Korporation als Beweis und Unterpfand dafür, daß bei ihr nicht nur das Bier, sondern auch der Geist schäumte.

Zu den Glückspilzen gehörten auch die sangeskundigen Mitglieder von Behaghels Hausquartett. Die ganze Familie war musikalisch, sonntags musizierte man gemeinsam, wobei die Mutter Klavier, der Vater Violine spielte und den Baß sang. Er dirigierte auch das Studentenquartett, in dem die Gattin als Sopran mitwirkte. Daß die Studenten auch die Zugaben, Freiburger Bretzel (im Original), belegte Brote und Bier zu schätzen wußten, versteht sich. Bisweilen zeigte die Kapelle ihre Kunst den Gästen des Hauses. Wer einen geselligen Abend im Hause Behaghel erlebt hat, wird das nie vergessen: man musizierte, tanzte, spielte Theater, trug vor, und der Feinsinn der Hausfrau und des Hausherrn boten immer wieder anmutige Überraschungen. Noch bis ins hohe Alter hat der Greis die vornehm-schlichte Geselligkeit des alten Professorenhauses aufrecht erhalten, als der jüngeren Generation in der Krise der Zeit bereits das Können und Wollen abging, seinem Beispiel zu folgen.

Wenn so viele Gelehrte, die von Gießen nach auswärts berufen wurden, gern an Gießen und das Leben hier zurückdenken, so taucht in ihren Erinnerungen auch Otto Behaghel und die Stunden „bei Behaghels“ auf. Treibende Kraft war er auch bei den wissenschaftlichen und den geselligen Veranstaltungen des „Sonderbundes“ und des „Renklubs“ der Professoren, dessen Gründer (1913) er war. Er liebte die Natur und wanderte gerne im Semester mit den Kollegen hinaus durch die oberhessische Landschaft. In den Ferien zog es ihn immer wieder in die geliebte Welt der Alpen. Gegen Wind und Wetter war er daheim wie draußen unempfindlich. Wer immer ihn kannte, sieht ihn noch ohne Mantel, gegen starke Kälte nur die Hände durch Krimmerhandschuhe schützend, elastischen Schrittes und in straffer Haltung durch die Straßen der Stadt gehen. „Ihr wollt mich wohl mit Gewalt zum alten Mann machen?“, so wies er als Siebzigjähriger den angebotenen Mantel zurück. In den Alpen stieg er noch als betagter Mann zur Zugspitze hinauf, den Alpen galt auch seine letzte Reise, wo ihn auf der Heimfahrt der kalte Münchner Winter überraschte und aufs Krankenlager warf, das er im Leben sonst kaum gekannt hatte.

Carl Bantzer, dem großartigen Schöpfer von starken, markanten Männergestalten, verdanken wir das kongeniale, im Äußeren wie im Seelischen lebensechte Porträt Behaghels. Das schneeweiße Haar um den scharf profilierten Kopf, die geistreiche, leicht fliehende Stirn, der forschend ins Weite gerichtete Blick, die kühne Haltung des Hauptes, der auch im Sitzen gestraffte Oberkörper — so lebte und lebte er, unser Otto Behaghel. Über den Abgrund der Zeit hinweg, in dem das niedergebrochene Vaterland, die verwüstete Stadt, die zerstörte Universität, seine eigne aufgelöste Fakultät, seine mit einem rohen Streich fortgeholte Seminarbibliothek versanken, leuchtet sein Bild desto eindrucksvoller zu uns her.